

Allgemein weiblich, beruflich männlich: eine renitente kulturelle Semantik

LYNNE CHISHOLM

Heute erzielen Mädchen und Frauen insgesamt bessere Leistungen im Bildungssystem, sofern sie daran teilnehmen, und sie nehmen verstärkt und nachhaltig daran teil, jedoch nicht gleichmäßig an allen Bildungssektoren und weiterhin nicht proportional an den höchsten universitären Qualifikationsstufen des Doktorats und der Habilitation. Diese rege und erfolgreiche Teilnahme war vor 40 Jahren alles andere als selbstverständlich, auch in Österreich – hier setzte der Wandel etwas verzögert ein und auch heute kann sich das Land nicht als internationales Benchmark für Geschlechtergerechtigkeit in Bildung und – noch weniger – in der Berufswelt anbieten (zum aktuellen Vergleich s. vbw 2009, Faulstich-Wieland 2004 – in Deutschland ist die Lage ähnlich und beide Länder gehören nicht zu den europäischen Vorreitern auf diesem Gebiet).

Inzwischen dient in manchen politischen und wissenschaftlichen Kreisen dieser grundsätzlich erfreuliche Zustand (der regen Beteiligung der Mädchen am Bildungssystem) zugleich als Nachweis einer breitflächigen Bildungsbenachteiligung von Burschen und Männern, die im frauendominierten Kindergarten anfängt und mit der Verdrängung von Männern bei der Berufung von Universitätsprofessuren endet. Vor 40 Jahren waren Kindergärten allerdings nicht weniger frauendominiert, während damals an österreichischen Universitäten gerade 32 ordentliche Professorinnen – an die 5% der Gesamtzahl – ihren Dienst ausübten. Nach der neuesten Statistik sind es inzwischen zwar 315 weibliche »ordentliche Köpfe«, sie steuern aber weiterhin nur 15% zur Gesamtzahl bei (Leitner/Wroblewski 2008: 10).

Hier kann es allzu leicht zu einer unzureichend differenzierten Umdeutung der (noch nicht vollendeten) Berichtigung eines lang in die Vergangenheit zurück reichenden geschlechtsspezifischen Ungleichgewichts an der Bildungsbeteiligung kommen. Die Gleichberechtigungspolitik ist nicht zuletzt eine Umverteilungspolitik, die sich um eine gerechtere Verteilung von Chancen und Risiken bzw. sozialen Ressourcen insgesamt bemüht. Gerechtigkeit ist aber keine statische Größe, die eindeutig und im Konsens auszumachen und als unveränderbar zu betrachten ist. Ganz im Gegenteil, das Konzept und die Praxis von Gerechtigkeit ist gesellschaftspolitisch umstritten und wird es bleiben. Eine differenzierte Darstellung aktueller geschlechtsspezifischer Bildungsbeteiligungsmuster und ihrer Folgen für Berufschancen und -risiken trägt prinzipiell zu mehr Sachlichkeit bei (Metz-Göckel 2010), aber ihre Interpretation bringt interessenbedingt unterschiedliche Auslegungen hervor.

Dieser Beitrag will zunächst faktisch herausstellen, was bei der Bildungsbeteiligung von jungen Frauen auf dem Weg zwischen Bildung und Beruf noch nicht vollendet ist. Im Anschluss daran wird das Gesamtmuster aus der Sichtweise der soziokulturellen Reproduktion der Geschlechterverhältnisse gedeutet. Die strukturelle Trennung zwischen allgemeiner und beruflicher Bildung wird als Ausgangspunkt dieser anschließenden Reflexion zum Thema einer kulturellen Semantik, die sich eher renitent als wirklich veränderungsfähig erweist, dienen.

Eine unvollendete Inanspruchnahme: hohe Beteiligung, hohe Leistung, hohe Segmentierung

Der Beitrag zum Thema Geschlechtergerechtigkeit im ersten nationalen Bildungsbericht (Paseka/Wroblewski 2009: 205-209) fasst die Situation für Österreich im schulischen Bereich prägnant zusammen. Mitte des ersten Jahrzehnts des neuen Jahrhunderts bilden Mädchen und junge Frauen die Mehrheit in weiterführenden Schulen sowie bei MaturantInnen und an der Universität, ebenfalls bei HochschulabsolventInnen. Schon beim Wechsel in die untere Sekundarstufe gehen Mädchen eher an die AHS als an die Hauptschule; ab der 9. Klasse verstärkt sich ihre AHS-Beteiligungsquote, während sie deutlich seltener an die Polytechnische Schule oder eine Berufsschule wechseln. Sie treten seltener eine Lehre im dualen System an, auch wenn sie bis dahin die Hauptschule besuchten; stattdessen bleiben sie weitaus eher in vollschulischen Einrichtungen wie berufsbildenden mittleren bzw. höheren Schulen. Im Anschluss an die Matura wählen junge Frauen am ehesten ein Hochschulstudium – bei den Erstzugelassenen an Universitäten nähern sie sich in-

zwischen der Drei-Fünftel-Marke, während sie an Fachhochschulen mit 46% (2008) noch leicht in der Minderheit sind (Roloff et al. 2007: Tab. 4 sowie FEMtech-Daten zur FHS-Statistik).

Die hohe weibliche Bildungsbeteiligung an sich ist beeindruckend und sie hat sich seit den 1970er (auch in Österreich) in der Tat stark verändert. Nichtsdestoweniger gibt es auffällige Lücken. Einerseits gehen dem Bildungssystem Mädchen früher verloren: Häufiger verfügen sie über keinen oder keinen vollwertigen beruflichen Abschluss bzw. wählen sie eine berufsbildende mittlere Schule, die – weil früher beginnend – im Vergleich zur Lehrausbildung rascher zum Abschluss führt (Bergmann et al. 2004: 15). Andererseits gehen junge Frauen der Wissenschaft und Forschung verloren: Sie schließen zwar ihr Studium quantitativ und qualitativ erfolgreicher ab, aber sie bleiben weitaus seltener an der Universität, um ein Doktorat abzuschließen, bewerben sich bzw. bekommen auch seltener eine Assistentenstelle – die traditionell (heute nicht mehr in gleicher Weise) zur Habilitation und zu einer Definitivanstellung als DozentIn führen sollte. Letztendlich waren Mitte dieses Jahrzehnts erst knapp 18% der habilitierten Mittelbaustellen an Universitäten mit Frauen besetzt (Leitner/Wroblewski 2008: 8). Mädchen und junge Frauen erbringen zudem in fast allen Hinsichten bessere formale Leistungen im gesamten Bildungssystem, ob es sich um Noten oder Aufstiegsberechtigungen handelt, wie Paseka/Wroblewski (2009: 205-209) resümieren. Es spricht auch nichts dafür, dass Mädchen, die eine Lehrausbildung aufnehmen, weniger erfolgreich sind – jedenfalls weist die spärliche Datenlage am ehesten auf niedrigere Abbruchquoten und höhere Verbleibquoten bei jungen Frauen im dualen System hin (Bergmann et al. 2004: 22). Gleichzeitig sind fachspezifische formale Leistungsdifferenzierungen zwischen Schülerinnen und Schülern zu verzeichnen, die in Österreich besonders markant vorkommen. Diese wurden in den PISA-Ergebnissen der letzten Runde sichtbar, die Kompetenzen in der Sekundarstufe I in Naturwissenschaften, im Lesen und in Mathematik testete (Schreiner 2007, Stadler 2009). Mädchen erzielten deutlich bessere Testergebnisse in Lesekompetenz, während sie in Mathematik und besonders in Naturwissenschaften – und hier v.a. in Physik – deutlich schlechter abschnitten. Auf den ersten Blick scheinen diese Ergebnisse die verbleibenden Ungleichgewichte (zu Ungunsten der Mädchen und Frauen) in geschlechtsspezifischen Bildungsbeteiligungs- und Berufswahlmustern ausreichend zu erklären: Mädchen und Frauen entscheiden bzw. qualifizieren sich für Fächer und Berufe, in denen ihre Stärken besser zur Geltung kommen, und umgekehrt vermeiden sie Themen und Bereiche, in denen sie von vornherein schwächere Leistungen erbringen. Nur gelten solche Muster nicht in allen Ländern und erst recht

nicht in einer solchen Deutlichkeit. Weiters gibt es sehr wohl einen Unterschied zwischen Gesamtergebnissen und individuellen Ergebnissen: Es gibt viele Burschen, die eine hohe Lesekompetenz aufweisen, wie auch viele Mädchen, die ebenso hohe Leistungen in Mathematik und in Naturwissenschaften erbringen. Schließlich gibt es selbstverständlich nicht wenige Mädchen und Burschen, die quer durch alle Testbereiche überdurchschnittliche Testergebnisse erzielen.

Bezeichnenderweise stellte sich bei PISA 2006 heraus, dass – obwohl sie prinzipiell lieber in die Schule gehen – Mädchen nach eigenen Angaben mehr unter Schul- und Prüfungsangst bzw. psychischer Belastung leiden. Diese Erscheinungen nehmen im Verlauf der Sekundarstufe stark zu. Vor allem verfügen sie über ein fragileres Leistungsselbstkonzept als Burschen und diese Unsicherheit nimmt auch noch mit der Zeit zu (ein lang erforschtes Thema, zuletzt in Eder 2007 für Österreich bestätigt). Genau dieses Selbstvertrauen fehlt den Mädchen ganz eindeutig in Mathematik und in Naturwissenschaften – ungeachtet ihrer tatsächlichen Kompetenz, die durch das PISA-Testverfahren gemessen wurde. PISA 2006 stellte fest, dass in Bezug auf diese Fächer Mädchen geneigt sind, an sich zu zweifeln und Berufe, die (ihrer Auffassung nach) Kompetenz in diesen Fächern voraussetzen, für ihre eigene Zukunft deutlich seltener in Betracht ziehen. Dieses Phänomen ist laut PISA-Ländervergleich in Österreich am stärksten ausgeprägt.

Interessanterweise manifestiert sich das Gesamtphänomen wiederum stärker bei BHS-Schülerinnen als bei AHS-Schülerinnen. Durch ihre Schulwahl haben sich BHS-Schülerinnen für eine berufsbildende Weichenstellung entschieden, welche bestimmte Fachinhalte in den Vordergrund rückt und andere eher ausblendet. Sie entscheiden sich für inhaltliche Richtungen, die in weiblich kodierte und überwiegend weiblich besetzte Berufe münden – die wiederum Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik (die so genannten MINT-Fächer) nicht in den Vordergrund stellen bzw. diese zum Teil ausklammern. Diejenigen Mädchen, die während der unteren bzw. mittleren Sekundarstufe mit Unsicherheiten bezüglich der MINT-Fächer und -Inhalte zu kämpfen hatten, werden bei einer BHS-Entscheidung selten eine betont technisch-gewerbliche Option aussuchen, v.a. wenn sie nicht zu den besonders Schulleistungsstarken gehören. Tendenzen werden somit durch institutionalisierte Schulzweige immer mehr verfestigt und erhalten eine zunehmende Legitimierung, nicht nur aufgrund fachlich differenzierter Schulnoten, sondern genauso infolge eigener Schulwahlentscheidungen und unhinterfragter Selbsteinschätzungen.

Hier gerät die hohe geschlechtsspezifische Segmentierung des Bildungssystems erstmals direkt in den Blick, die aber nicht erst mit der

Entscheidung AHS oder BHS am Ende der Sekundarstufe I sichtbar wird. Sobald Schulgesetze und Lehrpläne solche Optionen zulassen, bilden sich geschlechtsspezifische Fächerwahlmuster auch in der allgemein bildenden Pflichtschule heraus. Der Zeitpunkt kann früher (z.B. in den britischen und irischen Schulsystemen) oder später (z.B. im Schulsystem der nordischen Länder) erfolgen. Sicher ist: Spätestens zum Zeitpunkt der Entscheidung für ein Hochschulstudium wird das Allgemeine im Sinne der Bildung in allen Fächern zum Speziellen im Sinne der Bildung im gewählten Fach bzw. auf dem ausgesuchten Themengebiet. Diese Studienentscheidungen fallen weiterhin geschlechtsspezifisch aus, v.a. bei genauer Betrachtung der Studienrichtungen innerhalb der großen Fachgruppen.

Erst im Verlauf der 1970er und verstärkt in den 1980er Jahren kam es zu einer Hinterfragung solch scheinbarer Selbstverständlichkeiten, bezeichnenderweise auch damals in Bezug auf den Vorsatz, mehr TechnikerInnen und NaturwissenschaftlerInnen auf allen Qualifikationsstufen auszubilden und zu rekrutieren. Die Fülle an wissenschaftlichen Studien, die zunächst v.a. in der angloamerikanischen Bildungs- und Frauenforschung entstanden (klassisch hierzu: Kelly 1981, Kelly 1985, Weiner/Arnot 1987), nahm an dieser Stelle ihren Anfang: Wieso wählen die meisten Mädchen Mathematik und Naturwissenschaft (außer Biologie) bzw. Technik und Handwerk (außer Hauswirtschaft) ab? Wie hängt dieses Phänomen mit nicht minder stark ausgeprägten geschlechtsspezifischen Berufswahlprozessen zusammen?

Die zurückliegenden vier Jahrzehnte erbrachten europaweit eine überbordende Fachliteratur zum Thema, die bis dato auf faktischer Ebene nur die Renitenz traditioneller Muster konstatieren kann (s. für Österreich Bacher et al. 2008, Leitner 2001, für Deutschland Hoppe/Nyssen 2006 sowie aus dem Blickwinkel der Situation an Mädchenschulen Herwartz-Emden 2007, zum Vergleich in Irland Smyth/Darmody 2009, für die EU insgesamt EACEA 2009: 117). Die Erklärungsansätze sind auf differenzierte Weise einleuchtend, sie fügen gesamtgesellschaftliche und institutionalisierte Rahmenbedingungen, Sozialisation, Interaktionsprozesse und nicht zuletzt immanente Handlungsrationalität auf komplexe Weise zusammen (Nissen et al. 2003, Paul-Kohlhoff 2004, Puhmann 2006; Walther et al. 2007). An Ideen, Strategien, Modellversuchen und Maßnahmen, die geschlechtsspezifische Fächer-, Bildungs- und Berufswahl aufbrechen sollten, mangelt es nicht und es sind Erfolge zu verzeichnen (Gutknecht-Gmeiner/Wieser 2004), nur konnte bisher nirgends eine großflächige Wirkung erzielt werden.

Zugleich haben sich in diesen letzten vier Jahrzehnten Arbeitsmarktstrukturen, Berufsprofile und Qualifikationsanforderungen bekanntlich

stark gewandelt. Parallel dazu ist in Europa eine langsame Verschiebung der Bildungsteilnahme hin zu den allgemein bildenden Schultypen und Qualifikationswegen zu beobachten – nicht zuletzt aufgrund ihrer höheren Verwertbarkeit und Flexibilität im Übergang zwischen Bildung und Beschäftigung. Gleichzeitig überwiegen berufsbildende Optionen in zehn EU-Mitgliedsstaaten (darunter Österreich) weiterhin in signifikantem Ausmaß (EACEA 2009: Abb. C9). Junge Frauen sind – v.a. auch in Österreich (ebd.: 102) – besonders dazu geneigt, einerseits allgemein bildende Schulen und Qualifikationswege, andererseits vollzeitschulische Berufsbildungswege zu wählen bzw. diese mangels Alternativen in Anspruch zu nehmen. Aus der Fügung dieser miteinander verwobenen Parallelitäten wird heutzutage häufig geschlussfolgert, dass jungen Frauen generell bessere Übergangschancen an den ersten und zweiten Schwellen beschert sind; nach dieser Auslegung sind sie im Vergleich zu jungen Männern zu den Gewinnerinnen des Strukturwandels hin zu einer globalisierten Dienstleistungsgesellschaft geworden.

Segmentierungsmuster an Übergangsschwellen

Studien und Forschungsberichte des *öibf* dokumentieren die starke geschlechtsspezifische Segregation in der beruflichen Erstausbildung und die hohe Konzentration der weiblichen Erwerbsbevölkerung in wenigen Berufssparten (Bergmann et al. 2002, 2004, Gutknecht-Gmeiner/Wieser 2004, 2007; in Bezug auf die bekanntlich erhebliche Zusammenwirkung von sozialer Herkunft und Geschlecht Lachmayr 2009). Wie eingangs erwähnt, unterscheidet sich Österreich hier nicht von anderen europäischen Ländern – höchstens sind die klassischen Muster hierzulande überdurchschnittlich stark ausgeprägt. Die geschlechtsspezifische Segregation auf dem Arbeitsmarkt nimmt mit der zunehmenden weiblichen Erwerbstätigkeit auch zu: Das Gewicht des tertiären Sektors am Arbeitsmarkt wächst überproportional und junge Frauen strömen weiterhin in von Frauen dominierte Berufe. Somit ergibt sich das Paradoxon, dass die geschlechtsspezifische Segregation am Arbeitsmarkt in der Tendenz in denjenigen Ländern noch höher liegt, welche – wie in den nordischen Staaten – eine hohe weibliche Beschäftigungsquote aufweisen und auch sonst als sozial fortschrittlicher gelten (vbw 2009: 26ff.).

Nach den Analysen von Gutknecht-Gmeiner und Wieser (2004) lässt sich für Österreich die Gesamtlage am Anfang dieses Jahrzehnts so resümieren: Mehr als vier Fünftel aller erwerbstätigen Frauen arbeiten in sechs (von 25) Berufsbereichen (Büro/Verwaltung; Handel, Werbung, Marketing; Gesundheit/Medizin; Reinigung; Pädagogik; Tourismus und Gastgewerbe) und mehr als drei Viertel der Frauen sind in neun Berufs-

gruppen beschäftigt, die alle als deutlich von Frauen dominierte Berufe zu bezeichnen wären. Der bundesdeutsche Berufsbildungsbericht 2008 deutet auf keine Aufweichung hin: Als beliebteste Ausbildungsberufe unter jungen Frauen gelten Kauffrau im Büro, in der Bürokommunikation und in der Industrie; Verkäuferin bzw. Kauffrau im Einzelhandel und im Lebensmittelhandwerk; medizinische bzw. zahnmedizinische Fachangestellte; Friseurin und Hotelfachfrau. Zusammen ziehen diese zehn Ausbildungsberufe 53% der jungen deutschen Frauen an der ersten Schwelle des Übergangs in die Arbeitswelt an. Im Vergleich treten 37% der jungen Männer, die eine Lehre wählen, in ihre zehn populärsten Ausbildungsberufe ein – wobei nur ein Beruf (Kauffrau/Kaufmann im Einzelhandel) in den Top-Ten beider Listen zu finden ist und auch in diesem Fall ist der Beruf proportional doppelt so häufig bei den weiblichen als bei den männlichen Auszubildenden vertreten (BMBF 2008: 48, 115ff., BIBB 2009: 121).

Für Österreich lagen 2001 die Segregationswerte noch stärker auseinander: Die Top-Ten-Ausbildungsberufe für junge Frauen deckten 75% der weiblichen Auszubildenden ab, für junge Männer parallel 51% (Bergmann et al. 2002: 15). Im Verlauf der letzten 40 Jahre sanken diese Werte zwar langsam, sie nehmen in letzter Zeit jedoch wieder etwas zu. Diese Verteilung verwundert kaum, sie ist im Bildungssystem strukturell vorgezeichnet. Der Verbleib in der allgemeinen Bildung – also Besuch der AHS-Oberstufe – schiebt die Berufswahl rein faktisch etwas hinaus, sie wird aber spätestens durch die Entscheidung für ein Studienfach eingeleitet und sie kennzeichnet sich vorwiegend geschlechtsspezifisch, nicht zuletzt in Verbindung mit dem Ziel Lehramt. Die frühere Entscheidung für die berufliche Bildung reproduziert ganz überwiegend – entweder im Ansatz oder konkret und direkt – geschlechtsspezifische Habitusmuster in Bezug auf weiblich und männlich kodierte Interessen und Fähigkeiten beim Denken und Handeln.

Nach Bergmann et al. (2004: 14, 29ff., für aktuelle Grundstatistik BMUKK 2009) kreist der Frauenanteil unter den Lehrlingen dauerhaft um zirka ein Drittel (mit markanten regionalen Unterschieden: in Wien und Salzburg leicht überdurchschnittlich, im Burgenland bedeutend niedriger). Damit sind zugleich junge Frauen an berufsbildenden mittleren Schulen (BMS 2001: 60% - 2008: 50%) und höheren Schulen (BHS 2001: 50% - 2008: 51%) in der Mehrheit. Auf beiden Schulniveaus ist eine starke geschlechtsspezifische Segregation zu konstatieren. Wirtschafts- und sozialberufliche BMS-Schulen sind annähernd komplett weiblich besetzt (zwischen acht und neun von zehn SchülerInnen sind junge Frauen) und in kaufmännischen BMS sind sechs von zehn SchülerInnen weiblich. In technisch, gewerblich und kunstgewerblich orientier-

ten BMS sind dagegen drei von vier SchülerInnen männlich – und in diesem Schultyp sind junge Frauen am ehesten in den weiblich kodierten Bereichen Fremdenverkehr, Bekleidung und Kunstgewerbe zu finden. Bei land- und forstwirtschaftlichen BMS kommt es zu einer annähernd paritätischen Verteilung zwischen Schülerinnen und Schülern (die sich in den höheren berufsbildenden Schulen etwas mehr zugunsten der jungen Männer verschiebt).

An der BHS ergibt sich ein sehr ähnliches Bild, wobei die zunehmende Attraktivität dieser Schulform nicht zuletzt auf die Verschiebung der Bildungsteilnahme junger Frauen hin zur höheren Qualifizierung auch und gerade in der beruflichen Erstausbildung zurückzuführen ist. Dies lässt sich natürlich auch an ihrem Anteil bei den Maturaabschlüssen, ihrer Beteiligung am gesamten postsekundären Ausbildungsbereich sowie an der Hochschule ablesen. Bemerkenswert ist in der Tat die Verteilung der Universitätsstudierenden nach Studienfächern. Mitte des Jahrzehnts waren weiterhin drei von vier Studierenden der Geistes- und Kulturwissenschaften weiblich, aber inzwischen sind Frauen nur in der Theologie (knapp 40%, aber seit den 70er Jahren im rasanten Anstieg) und in den Ingenieurwissenschaften (leicht über 25%) in der deutlichen Minderheit. In allen anderen Fachrichtungen bilden sie zwischen der Hälfte und Zweidrittel der Erstzugelassenen (Roloff et al. 2007: Tab. 5).

An und für sich müsste eine solche Statistik auf eine bevorstehende Revolution auf dem Arbeitsmarkt hinweisen, aber so einfach ist die Entwicklung nicht zu interpretieren. Tatsache ist: Je schärfer der Fokus, umso deutlicher tritt die geschlechtsspezifische horizontale Segregation in Erscheinung. Der starke Anstieg des Frauenanteils in naturwissenschaftlichen Fächern ist auf die Expansion der Bio- und Umweltwissenschaften zurückzuführen – also die moderne Version des Schulfachs Biologie. Frauen sind auch eher in Sozialwissenschaften als in Wirtschaftswissenschaften zu finden, während sie in der letztgenannten Kategorie z.B. in Wirtschaftsinformatik noch stark unterrepräsentiert sind. Und im Bereich Technik sind Frauen v.a. in Architektur und Stadt- bzw. Raumplanung vertreten, während sie in den verschiedenen Spezialgebieten der Elektrotechnik, der Informatik und des Maschinenbaus kaum anzutreffen sind.

Vielleicht am interessantesten ist der Wandel in der Medizin und – nicht ganz so ausgeprägt – in den Rechtswissenschaften, die in den letzten vier Jahrzehnten tatsächlich von weiblichen Studierenden universitär erobert wurden. Dabei auffällig ist allerdings die zeitliche Parallelität einer tendenziellen Verschlechterung ärztlicher Beschäftigungsbedingungen und einer Ausdifferenzierung der juristischen Berufe, die unterschiedliche Karriereaussichten mit sich bringt. Mit anderen Worten ist

die Feminisierung dieser Studienrichtungen zugleich mit einer männlichen Flucht in beruflich vielversprechendere Fachrichtungen in Verhältnis zu setzen – in der Berufssoziologie ein längst thematisiertes Phänomen, das sowohl in der Medizin und den Rechtswissenschaften wie auch für Sektoren wie das Bankwesen und bei Büroberufen generell gut belegt ist (Crompton/Le Feuvre 2003, Giannini 2005, Le Feuvre 1999, Schultz 2000).

Allgemeine und berufliche Bildung: eine kulturelle Semantik

Seit den 1970er Jahren weicht die vertikale Segregation zwischen den Geschlechtern im Bildungsbereich auf, wenngleich sie auf den höchsten Qualifikations- und Berufsniveaus noch verfestigt ist. Die gläsernen Decken und die löchrigen Wasserleitungen (Leitner/Wroblewski 2008) bleiben uns somit noch lange erhalten, aber die Deiche – eine Metapher, die etwas unösterreichisch anmutet – werden nach und nach schwammiger.

Mit der horizontalen Segregation verhält es sich eindeutig anders: Es gibt zwar Aufweichungen und junge Frauen überspringen immer öfter die geschlechtsspezifische Bildungsbresche, nur landen sie beruflich meistens doch noch auf relativ vertrautem Terrain. Die Landefläche wird auch maßgeblich von ihnen selbst ausgespäht, je präziser die Zielrichtung, umso geschlechtsspezifisch immanent logischer wird diese zu deuten sein. Aus der Sicht einer Bildungssoziologin, die sich in den 80er Jahren eingehend mit dieser Problematik beschäftigte (Chisholm 1993a, b), ist die Persistenz solcher Muster in der Tat eine durchaus perplexen Angelegenheit. Wie ist die nachhaltige Reproduktion solcher Verhältnisse zu begreifen, sofern es sich nicht ganz einfach um die rein zwangsinduzierte Wiederherstellung bestehender Strukturen im Zeichen eines dreist agierenden Patriarchats handelt? Es genügt nicht, sich auf die Macht der Ideologie, die sich in den Köpfen – auch in den klugen habilitierten Köpfen – einnistet, zu berufen. Wie findet die Einnistung statt?

Der Doing-Gender-Ansatz (West/Zimmerman 1987, Gildemeister 2008) geht von der Produktion und Reproduktion von Weiblichkeit und Männlichkeit in der routinemäßigen Alltagsinteraktion aus, die – auch im Bildungsbereich und in der Berufswelt – zugleich im Sinne einer tief sitzenden kulturellen Semantik vorstrukturiert ist und strukturierend wirkt (Chisholm 1995, Engler 2008, Wetterer 2008). Diese Semantik weist eine binäre Struktur auf: Weiblichkeit und Männlichkeit sind ein Gegensatzpaar, dessen beide Strukturelemente sich zugleich hierarchisch zueinander verhalten. Die Doppelaufgabe der Deutungsebenen

und Handlungsfelder dieses semantischen Systems besteht einerseits in der ständigen Herstellung und Wiederherstellung des Gender-Dualismus (die sich auf vielfältige, dynamische und häufig subtile Weise vollziehen) und andererseits in der Verschleierung der Machtverhältnisse, die dem Gegensatzpaar zumindest gesellschaftspolitisch inhärent sind (indem das Gegenteil der Wirklichkeit vorgegaukelt wird, wie bei den Etikettenkonventionen zwischen Männern und Frauen im Alltag). Diese hoch strukturierten Prozesse sind in Bildungskontexten vielfach untersucht und dargelegt worden (Faulstich-Wieland et al. 2004), wobei Studien zu den MINT-Fächern sich als theoretisch und empirisch besonders wertvoll erweisen (Lynch/Nowosenetz 2009, Taylor 2005, Beaufays/Krais 2005). Insofern ist die geschlechtsspezifische Segmentierung in Bildung und Beruf auf der Tiefenebene inskribiert und wird auf der Verwirklichungsebene routinemäßig re/produziert (Kraus 2006). Die Logik des Gender-Dualismus wirkt zuverlässig in den Alltag und in die Lebensplanung hinein – während zugleich junge Frauen zu Gewinnerinnen stilisiert werden.

Vor diesem Hintergrund lässt sich postulieren, dass zumindest in der europäischen Denktradition allgemeine und berufliche Bildung als Gegensatzpaar strukturiert sind, das ebenso eine Binnenhierarchie aufweist – die geschlechtsspezifisch betrachtet viele Widersprüche enthält. Die institutionalisierte Trennung zwischen allgemeiner und beruflicher Bildung ist allgegenwärtig, ganz besonders in Österreich (wie auch in anderen deutschsprachigen Ländern bzw. dort, wo die deutschsprachige Bildungs- und Sozialphilosophie einflussreich gewesen ist). Diese Trennung baut auf dem tief verwurzelten hierarchischen Gegensatz zwischen Denken und Handeln auf – oder: zwischen dem Sakralen und dem Weltlichen. Denken ist edel, Handeln ist befleckt. Wer darf denken, wer muss handeln?

Am Anfang dieser kulturellen Bildungssemantik stand die Gleichung »Denken ist männlich« – mit der Ausnahme derjenigen Frauen, die einer Berufung im sakralen Sinne nachgingen und in der Folge sich dem Weltlichen entzogen. Der Zugang zum Denken in Form der höheren allgemeinen Bildung blieb den meisten Frauen bis weit in die Moderne hinein verwehrt, mit Ausnahme der Einübung einer femininen Kultiviertheit, die bürgerlichen Kreisen vorbehalten war. Hier war die Welt noch in hierarchischer und getrennter Ordnung. Die berufliche Bildung – die für das Handeln steht – ist jedoch genauso in (zunächst handwerklich-kommerzieller) Männerhand gewesen, zumindest in ihrer institutionalisierten Gestalt. Frauen mussten genauso handeln, aber ihrem »qualifizierten« öffentlich-beruflichen Handeln wurden enge Grenzen gesetzt. Die Tiefenkodierung »Handeln ist weiblich« – eine Gleichung,

die auf Weiblichkeit als inhärent befleckt hinweist – enthält deutliche Spannungen, die durch die Abwertung von »Frauenarbeit« und die Ausgrenzung von Arbeiterinnen als formell anerkannte Fachkräfte erfolgreich umgedeutet wurden. Hier müssen Frauen zwar handeln, aber auf niedrigem Niveau.

Die Trennungslinien zwischen Denken und Handeln können immer neu und anders gezogen werden, sie sind soziokulturelle Produkte, keine Naturgesetze. Die Positionierung von Frauen und Männern, von Weiblichkeit und Männlichkeit, in Bezug auf allgemeine und berufliche Bildung kann entsprechend neu gestaltet werden. Risikoreich bei Individuen ist auf jeden Fall die Überquerung der geltenden Trennlinien, für Frauen wie auch Männer (Beck et al. 2006). Eine solche Überquerung stellt die (nicht einfach so zu gestaltende) Gender-Identität zur Disposition, zumal die Logik des Gender-Dualismus keine Zwischenkategorien bzw. andere Identitätsprofile zulässt. Die Überquerungsproblematik gilt sowieso rein praktisch, wie die österreichische Datenlage am Beispiel junger Frauen, die offenbar unter Mühe einen Ausbildungsplatz in einem männerdominierten Lehrberuf suchen, vermuten lässt (Bergmann et al. 2004: 20ff.).

Das Verschwimmen der Trennlinien gefährdet aber vielmehr eine verfestigte Strukturlogik, die es ermöglicht, aus Trennungen Hierarchien abzuleiten und diese aufrechtzuerhalten. Auf dem Fundament der Kultiviertheit bürgerlicher Frauen ist ein allgegenwärtiger weiblicher Bildungsanspruch gewachsen, der heute verspricht, durch die handlungsbezogene Unbestimmtheit einer verlängerten allgemeinen Bildung den Zeitpunkt der Berufsentscheidung in die Zukunft verschieben zu dürfen, dies im Zeichen einer Arbeitswelt, welche weiterhin von hierarchisch strukturierten geschlechtsspezifischen Trennungen übersät, gar verseucht, ist. Die Berufsbildung zeichnet diese – ungeschützte und teils beängstigende – Welt vor und nach. Junge Frauen hegen vielerlei Träume, sie schätzen die Zustände dieser Welt trotzdem recht wirklichkeitsnah ein. Somit wurde das Allgemeine an der Bildung zunehmend weiblich kodiert, wenngleich Männer faktisch überall mitwirken – nur die hohe Theoriebildung, das wahre Denken der wissenschaftlichen Disziplinen bleibt zumeist Männersache, d.h. die vertikale Segregation taucht in der Nahaufnahme wieder auf. Die Spezialbildung, also die berufliche Bildung, gibt sich weiterhin männlich kodiert, wenngleich Frauen faktisch auf klar umrissenen Feldern mitwirken.

Es kann langwierig werden und bedenklich stimmen: Die komplexen Wechselwirkungen zwischen Bildung, Beruf und Geschlecht wurden in den letzten vier Jahrzehnten wiederholt und umfangreich dokumentiert und analysiert. Jedoch änderten sich die Grundmuster bisher wenig und

das forschende Denken über die Renitenz der asymmetrischen Dichotomien, die trotz mancher empirischer Verschiebungen im Grunde noch fest verankert sind, scheint in der Praxis wenig bewirkt zu haben. Mittlerweile kann der Eindruck eines wissenschaftlichen Stillstands zu diesem Thema entstehen, während sich gleichzeitig sowohl Arbeitsmarkt- und Beschäftigungsstrukturen als auch die Rahmenbedingungen des Übergangs zwischen Bildung und Beruf entscheidend ändern. Infolge der globalen Finanzkrise wird das Klima für alle noch rauer als zuvor: die Konkurrenz um gute bzw. zuverlässige Berufsaussichten verschärft sich. Vor dieser Kulisse ist keine Entspannung beim Thema Geschlechtergerechtigkeit zu erwarten; in der Praxis werden eher die Rückschläge vermehrt auftreten. In Wissenschaft und Politik häufen sich zurzeit Hinweise auf die Benachteiligung von Burschen im Bildungssystem und jungen Männern im Übergang zwischen Bildung und Beruf. Weiters könnte der Wert universitärer Abschlüsse – v.a. in betont allgemein bildenden Fächern – auf dem Arbeitsmarkt schon deshalb sinken, weil diese mehrheitlich von Frauen erworben werden, d.h. parallel zur nachteiligen Positionierung der Berufe, die mehrheitlich mit Frauen besetzt sind. Ohne strukturelle Änderungen in der Berufsbildung selbst und Verbesserungen bei der gegenseitigen Durchlässigkeit zwischen allgemeinen und beruflichen Bildungszweigen ergeben sich hier durchaus neu zusammengesetzte Übergangsrisiken für junge Frauen.

Schließlich gewinnen unter sich zuspitzenden Konkurrenzbedingungen soziale und kulturelle Ressourcen an Bedeutung, ob in der Form von Zusatzkompetenzen und -erfahrungen oder im Sinne von zugeschriebenen Attributen und Lebenslaufmustern, die Arbeitgeber positiv oder negativ einschätzen. Es ist nicht mit Sicherheit vorauszusehen, ob solche Einschätzungen geschlechtsspezifisch unterschiedlich ausfallen werden, aber bisher ist es häufig doch so gewesen. In der Vergangenheit waren junge Frauen hier eher die Verliererinnen, aber mit der zunehmenden Bedeutung von sozialen, kommunikativen und fremdsprachlichen Kompetenzen haben sie in den letzten Jahren aufgeholt. Durch die vermehrte Wichtigkeit von technischen Kompetenzen quer durch die Berufswelt, zusammen mit den Auswirkungen der intensivierten Verwertung des kollektiven und individuellen Arbeitsvermögens, könnten junge Frauen wieder stärker benachteiligt werden, sofern sich die Bildungssegregation und die Arbeitsteilung in der Familie nicht wesentlich ändern.

Insgesamt ist hier eine weit intensivere österreichische Berufsbildungsforschung zu solchen Fragen erforderlich, die sich zudem aus ihrem spezifischen Gegenstandsfeld heraus auf einem breiten europäischen Feld positioniert. Die Datenlage ist noch lückenhaft und die Beschäftigung mit genderbezogenen Themen, die über die Aufarbeitung

der Bildungs-, Arbeitsmarkt- und Sozialstatistik hinausgeht, muss als ausbaufähig bezeichnet werden (Luomi-Messerer/Vogtenhuber 2009, Lassnigg et al. 2009). Nicht zuletzt deshalb ist ein Ausweichen auf die reichlich vorhandene bundesdeutsche Forschungsliteratur nicht nur zur Gewohnheit geworden, sondern zurzeit vielfach unumgänglich, obwohl diese – bekanntlich fachlich von guter Qualität – österreichische Spezifika und Perspektiven selbstverständlich nicht integriert berücksichtigen kann. Es ist daher nur zu wünschen, dass die Vorreiterrolle des *öibf* auf diesem Feld sich in den kommenden Jahren entschieden fortsetzt. Hier geht es nicht nur um das forschende Denken, sondern auch um das gesellschaftspolitische und spezifisch bildungspolitische Handeln – in Anerkennung der vielen vergangenen Generationen von jungen Frauen, die von den positiven Entwicklungen der letzten 40 Jahre nicht profitieren konnten, denen jedoch weder das Denken noch das Handeln fremd war.